

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 204. Bromberg, den 8. September. 1934

Die Irrfahrt des Majors King.

So standen sie einander zwei Minuten lang gegenüber. Aus dem Buschwerk erhoben sich Wadschaggaköpfe. Kumpane Memsahis rannten herzu, mehr als ein Dutzend wildgewordener Nigger. Keiner wunderte sich, den Pflanzer als Gefangenen von Memsahi zu sehen. Der hielt noch immer das Gewehr schußfertig.

„Gib mir deine Patronentasche", befahl er und deutete auf den Sattel Friech Langs.

Der Pflanzer sah ein, daß sich nichts Besseres tun ließ, schnallte die Tasche los und warf sie Memsahi vor die Füße. „Da, Kanaille!"

Memsahi hing sie sich an den Arm.

Dann sagte er: „Es tut mir leid, Pflanzer, aber wir müssen dich töten. Du sollst in den Fluß gehen und dich ersäufen. Zieh dich aus!"

Der Pflanzer gehorchte, was blieb ihm übrig.

Die Sonne neigte sich schon gen Abend. Nebel spannen spinnwebfein über dem Fluß. Der Marsch in den Tod begann.

Eine ganz schmale Brücke der Hoffnung sah Friech Lang noch: Zeit gewinnen! Zeit? Wenn das Leben nach Minuten mißt! Er ahnte: es war ein Rauschgift, das Memsahi in die Milch gemischt hatte. Die Massai, denen dies Gift nicht fremd war, konnten also erwachen, konnten ihm zu Hilfe kommen.

„Es ist kalt, Memsahi, und es ist bis zum Fluß eine lange Wanderung. Ich will meine Joppe lieber anziehen", sagte der Pflanzer.

In der Joppentasche waren die beiden Revolver.

Weil es ihm Memsahi erlaubte, ging er zum Schafte der Palme und zog die Joppe über.

„Es ist schade drum", sagte einer der Hirten, „soll sie mit ihm ersaufen?"

Noch hütete sich Lang, die Waffen zu gebrauchen. Erst wollte er eine Deckung erwarten, in die er mit einem Sprung entwischen konnte. Es war die letzte Karte in seiner Hand. Auf diese letzte setzte er alles. Jetzt war es soweit. Er riß die Waffe heraus, drei, fünf Blitze fuhren in das Dunkel und ein paar Geschosse dem Wadschagga in den Schädel. Die Nigger, die noch bei ihm waren, rissen aus.

Friech nahm dem toten Mann das Gewehr ab und eilte damit zurück zur Farm. Die beiden Massai lagen da noch immer unter der Palme und waren ohne Bewußtsein, aber sie atmeten.

Die Kälte kroch dem Pflanzer über den Leib wie eine Schlange. Deshalb kleidete er sich an, lief nach Wasser und schüttete es eimerweise über seine beiden Neger. Langsam fanden sie sich aus ihrer Ohnmacht. Friech Lang versuchte ihnen den Stand der Dinge klarzumachen. „Es ist alles übertrieben", sagte er, „die Engländer kommen nicht."

Die Nacht verbrachte er mit den beiden Massai auf der Tierfarm, wo sie abwechselnd wachten. Aber als sie am nächsten Tage zur Heimatpflanzung kamen, da erkannten sie: dies war das Ende! Friech Lang, seine Frau, sein zweiter Sohn mußten einer englischen Heeresabteilung in das Sammellager von Muhunke folgen.

Am dritten Tage kam Bert Lang, der älteste Sohn, von Dar-es-salam nach Hause. In Dar-es-salam sollte die Landesausstellung eröffnet werden, die die Völker Afrikas überzeugen mußte: aus Unland kann Land, aus Unkultur Kultur werden, seht, wie es die Weißen machen! Bert Lang fand die Farm leer. Es war ein Bataillon des schwarzen Füsilierregiments Queen Mary unter Führung des Majors King dagewesen. Die Farm war ein Aschehaufen.

Da schnitt sich Bert Lang einen Wanderstock. Es war alles, was er mitnehmen konnte. Er war auf dieser Pflanzung geboren und hatte Deutschland noch nicht gesehen.

Bei der Schutztruppe ließ er sich anwerben.

Das schwarze Regiment Queen Mary.

„Jonas", sagte Trin Janders in dieser Zeit zu dem Hottentotten, „wir wollen morgen zu Pflanzer Steinbrink fahren, er hat doch das Unglück mit dem Löwen gehabt, da müssen wir mal zusehen. Früh vier fahren wir."

Das Unglück mit dem Löwen war für Trin nur ein Vorwand; sie wollte wissen, was an den Gerüchten über den Krieg sei. Klas Steinbrink, als Deutscher, mußte das wissen.

Sie erreichten die Farm von Klas Steinbrink.

Jawohl, die Farm war da, aber es war heut ein Heerlager daraus geworden! Ein paar weiße deutsche Soldaten und viele Askari hatten im Gehöft und darum herum Zelte gesetzt, reinigten Gewehre, wuschen, traten mit Schanzzeug und Brotbeutel an oder marschierten ab. Zwischen zwei Leitern hing die Haut des Löwen, der in Steinbrinks Viehkral eingebrochen war.

Trin fand Klas Steinbrink im Korbstuhl. Er hatte das linke Bein hochliegen; denn der Löwe hatte ihm mit einem Schlage der Klaue den Wadenmuskel abgespällt.

„Ich habe es wieder zusammengeklebt", sagte Klas. Er sah ein paar Bücher und Zeitschriften durch, ob es einen Zweck habe, sie mitzunehmen.

Else Steinbrink, seine Frau, hüllte die Grammophonplatten in Papier und verstaute sie neben der Musikschachtel in einer Kiste.

„Unsere Jungen sind draußen und helfen den Askari beim Gewehrreinigen", sagte die Frau.

Diese „Jungens" waren elf und zwölf Jahre alt. Der kleinere hieß Johanna und der große Seelchen, kirchlich getauft auf den Namen Gisela.

„Übrigens . . wollt ihr ausziehen, Klas?" fragte Trin befremdet und schickte ihre Augen ringsum.

„Wollen? Nein. Wir kommen in ein Sammellager", sagte Steinbrink. Der blonde Schnurrbart hing ihm melancholisch um die Lippen.

„Meinst du, daß es losgeht, Klas?"

„Es ist schon losgegangen", sagte er, „hinter dem Meruberg heben sie Schützengräben aus."

Else Steinbrink brachte ein Töpfchen Kaffee, den sie nach Landesbrauch über das Maß gesüßt hatte. Während sie tranken, faßte Klas nach einem Buche.

„Was ich fragen wollte, Trin . . . hast du einmal von einem Volke der gelben Teufel reden hören, das in der Zone des Viktoriasees hausen soll?"

„Gelbe Teufel? Haben wir nicht schwarze genug?"

„Ich habe hier gelesen: Lesseps und Stanley sind der Meinung, hinter den Mooren im Westen liege das unentdeckte Reich eines Stammes, den die Neger die gelben Teufel nennen."

„Lesseps und Stanley kenn' ich nicht", sagte Trin gefestigt, „wie können sie denn solch einen Unsinn daherreden."

„Morgen verlassen wir die Pflanzung", sagte Klas Steinbrink danach, „wann wir wiederkommen, wissen wir nicht, vielleicht nie."

Klas Steinbrink zerbiß seine Bitterkeit, daß ihm die Zähne krachten.

„Hör mal, Klas", sagte Trin, „wenn es ganz schlecht kommt, dann wißt ihr den Weg nach Mooikoppje zu Tante Trin ja zu finden."

Das war das letzte Wort, das Klas und seine Frau von ihr hörten. Draußen erklang eine Trompete, ein Signal für die Askari, und bald danach fuhr Tante Trin aus dem Gehöft. In dieser Nacht fand sich der Schlaf nicht nach Steinbrinkfarm. Im Lehmhaus packten sie alle beweglichen kleinen Dinge ein, an denen ihr Herz hing. Es war ein Beben der Seelen, das sie erschütterte. Alle Hoffnung, die sie vor einer Reihe von Jahren in dies fremde Land getragen hatten, zerbrach nun.

Zu den Soldaten fand sich der Schlaf auch nicht. In der Hochnacht trabte ein Meldereiter in das Gehöft, der brachte den Befehl: „Die Abteilung hat im Eilmarsch das Küstengebiet vor Tanga zu erreichen!"

Es waren vom Meruberg bis zu dem bezeichneten Sammelpunkte vierhundert Kilometer. Die Nacht war kühl. Hörner schrien Alarm. Fackeln loderten. Askari und Weiße rannten durcheinander, zuerst verstört, dann knurrten sie einander an und reckten die Glieder, die arbeitssteif waren, und dann kam der gute und immer bereite Geist der Kameradschaft unter ihnen auf. Dann verstauten sie Zelte und Decken, Schanzzeug und Tornister auf die Packwagen. Es kam Ordnung in das Gewimmel und Rast in die Hast. Daraus ward eine Marschformation und aus der Marschformation ein Taktschritt und ein Soldatenlied. Das blieb zwei Minuten länger auf Steinbrinkfarm; denn es lief noch in allen Ecken herum, da schlug die Abteilung schon in gutem Tritt die Straße, über die am Nachmittag Tante Trins Kalesche gerollt war.

Die beiden Steinbrinkmädel waren mittendrin gewesen. Und ihre hellen Stimmen halfen zuletzt noch singen: „In der Heimat, in der Heimat, da gibt's ein Wiedersehn!"

Die Fackel und das Tuch, die rechts von der Ausfahrt im Winde wehten, waren die Grüße der Farmersfrau. Das Herz ward ihr schütter bei dem deutschen Soldatenlied. Und Klas, an zwei Stöcken, war auch herausgehumpelt. Er hatte ein Bündel Wünsche mitzugeben — nicht für die deutschen Pflanzer am Wege, sondern für den Feind, der den Brand ins Land warf!

*

Und noch einer war in der Finsternis dieser Nacht im Gewirr der Krieger gewesen. Es war Lombo, der Massai und Vogt auf Steinbrinkfarm.

Der hatte seinen Kral abseits vom Gehöft stehen. Es war eine Hütte. Und diese Hütte hatte sogar einen Eingang, den man als Tür ansprechen konnte. Sie lag vorn an einem Gange, der war seitlich an das Lehmwerk der Mauer geklebt. Man gelangte auf diesem Umwege aber dennoch zur Herdstatt unter dem Grasdach. Das Feuer, das in der Mitte auf der gestampften Lehmdiele brannte, füllte das Gelaß mit beizendem Nebel.

Das Gesicht des Vogts Lombo sah aus wie der frischgeharkte Grund einer Kaffeepflanzung — nicht nur in der Farbe, sondern auch in der Furchung. Und dann waren noch ein paar Narben darin, Zeichen vom Kampf mit Raubwild und Mensch. In der Unterlippe hatte er einen Lanzenstich, reichlich mit Kallus überwachsen. Der Lanze hatte er damals zwei Zähne nachgespuckt und dem Lanzenträger die Kehle durchgebissen. Es war schon lange her.

Lombo stand nun im Hochsommer des Lebens. Den Ruf als der beste Pfadfinder seines Stammes hatte er aber nicht verloren.

Lombo hatte drei Frauen und eine alte Mutter, die den Hausstand und die Kinder versorgte. Die Frauen durften sich nicht auf die faule Haut legen. Eine hieß Dikoa, die andere Tamaa und die dritte hieß Osire.

Es war ein heißes Verlangen in Lombo, in der deutschen Schutztruppe zu fechten. Er haßte die Engländer. Aber nun lag Baas Klas an der schweren Beinwunde darnieder. Da wäre es eine Treulosigkeit gewesen, ihn zu verlassen. — Solcher Art waren die Gedanken, die den Massai durchstürmten, als die Abteilung aus dem Hofe marschierte.

Er döste in die Finsternis — da sah er einen Haufen dunkle Gestalten durch das hohe Steppengras huschen. Er sicherte also und erkannte: die da nahten, waren Massai. Sie hatten das dunkle Kriegerhemd um. Der Rücken und die linke Brust blieben unbedeckt. Sie hatten die langen zweigeschliffenen Speere und die bemalten Schilde, deren weiße Felder für Lombos Augen die Nacht hell machten. Ein paar erbeutete Gewehre hatten sie auch.

Dann kamen sie heran, kamen in das Gehöft. Reglos stand Lombo.

Der Sand knirschte nicht unter ihren nackten Sohlen. Der Farmer, der kaum erst ins Haus gegangen war, vernahm von dem nächtlichen Besuche nichts, und doch waren es gegen achtzig gerüstete Männer. Lombo kannte fast alle. Er kannte auch den Häuptling Omaru. Der war hoch wie ein Baum.

Diese Massai kamen aus dem Urwald am Kilimandscharo und hatten an der Grenze gegen Kenya, am Nordostufer des Viktoriasees, auf dem Kriegspfad wider die Engländer gestanden. Omaru war ein Freund der Deutschen

Durch das Gehöft glitten sie nicht lauter als die Fledermäuse. Nahmen den Weg nach des Vogts kleinem Kral, der draußen vor der Kaffeepflanzung stand. Da stellte sich ihnen der Massai Lombo selber in den Weg.

„Wohin wollt ihr?" fragte er.

Der Häuptling Omaru sagte gedämpft: „Auf unserer Fährte ist der Major King mit der dritten Kompanie des Negerfüsilierregiments Queen Mary. Dies Regiment führt er jetzt."

„Und was wollt ihr von mir?"

„Du kannst hier nicht bleiben, Lombo. Weil du ein Massai bist, würde dir King die Augen ausstechen lassen und dich dann auf dem Holzstoß verbrennen. Du sollst mit uns auf den Kriegspfad gehen. Sie haben Wagen voll Schießzeug. Das müssen wir haben, Mensch!"

„Dazu müßten wir sie in einen Hinterhalt locken," sagte Lombo. Dann eilte Lombo in seine Hütte und trat zwei Minuten später im Schmucke des Kriegers wieder in die Finsternis.

Er hatte seinen Frauen eingeschärft, daß sie den englischen Truppen sagten: „Dort, wo die Fähnchen stecken, müßt ihr über die Steppe gehen; denn das ist ihr Weg. Die Fähnlein haben sie aber nicht für euch gesetzt, sondern für uns Frauen, damit wir sie zu finden wissen, denn sie wollen ihre Wohnplätze am Kilimandscharo verlassen und neue suchen, drüben, hinter dem Viktoriasee."

Da war noch keine Stunde verflossen, seit die Abteilung der Schutztruppe Steinbrinkfarm verlassen hatte.

Bald strichen auch die Massai hinab gegen die Steppe.

(Fortsetzung folgt.)

Nächtliche Begegnung.

Skizze von Ludwig v. Ploetz.

Nach einem schwülen ungewöhnlich warmen Tage ging bei Beginn der Dunkelheit ein Wolkenbruch nieder. In kurzer Zeit wurden die Straßen in Flüsse verwandelt.

An diesem Abend war Rosalind zu Freunden eingeladen. Es saß da eine Schar von jungen Künstlern zusammen, die das draußen prasselnde Unwetter kaum beachteten; so sehr waren sie in ihr Gespräch vertieft, Schauspielerinnen, Sängerinen, Musikerinnen, Malerinnen, auch einige junge Männer der Zunft. Es sprach jeder ausschließlich von sich selbst, von seinen Hoffnungen und seinen Erfolgen. Wenn man zuhörte, konnte man glauben, die Auslese aller Künstlerschaft säße hier beisammen.

Rosalind ärgerte sich, daß sie selbst nicht zu Worte kam. Sie, die noch vor kurzem die bürgerliche Frau eines Kaufmanns war, hatte sich mit aller Leidenschaft der Tanzkunst überantwortet. Sie glaubte, einen besonderen Stil gefunden zu haben, eine ganz neue Ausdrucksform seelischer Bewegungen. Bei ihrem Gatten fand sie keinerlei Verständnis für ihre Berufung. Seitdem sie geschieden war, glaubte sie, daß ihr Leben eigentlich erst beginne. Man sollte ihr nur Zeit lassen. In kurzer Zeit würde sie eine Tänzerin von größtem Format sein. Sie dachte an Isadora Duncan und die großen Russinnen.

An diesem Abend hoffte sie vor Dienern am Werke der Kunst sich über ihre Ziele und Ideen frei aussprechen zu können. Sie war auch bereit einige Tänze vorzuführen. So hatte sie sich die Schuhe angezogen, in denen sie besonders gut tanzen konnte. Die waren nach Maß aus feinstem Leder gefertigt. Diese Schuhe liebte sie über alles.

Aber es kam zu keinerlei Vorführung, zu keinem Kunsttanz. In dem allgemeinen Lärm der lieben Leute, von denen jeder einzelne von der Größe der eigenen Begabung überzeugt war, drang die zierliche, mimosenhafte Rosalind mit ihrer zarten Stimme nicht durch. Es paßte ihr die ganze, immer noch ungewohnte zigeunerhafte Umwelt nicht. Der Sessel, auf dem sie saß, war eigentlich eine Kiste, über der ein Tuch nachlässig lag. Der Sitz erwies sich auf die Dauer als recht unbequem.

So war Rosalind mißgelaunt und nervös. Sie erhob sich endlich, öffnete das Fenster und stellte fest, daß es aufgehört hatte zu regnen. Sie beschloß nach Hause zu gehen.

Da stand die kleine Frau nun mitten in der Nacht auf der dunklen Straße. Es regnete zwar nicht mehr, aber der Damm war in einen Fluß verwandelt. Auch auf dem nassen Bürgersteig fand sich nur mit Mühe und Not ein trockener Fleck. Ein Auto herbeizurufen, erlaubte die schwache Kasse nicht. Es war schrecklich, daß der neue Beruf, so schön und so erhaben er auch war, sich mit großen Unkosten verband und so entsetzlich wenig einbrachte . . . wenigstens zunächst. Später würden vielleicht auch für Rosalind bessere Tage kommen. Daß sie auch die kostbaren neuen Schuhe anziehen mußte, die so wenig Nässe vertragen konnten!

So hilflos wie jetzt hatte sich die starke, mutige Rosalind, die sich tapfer aus ihrer alten Welt löste, um der erhabenen Sache der Kunst zu dienen, noch nie gefühlt. — —

Um diese Stunde schritt Mogens die Straße entlang. Er kam auch aus einer kleinen Gesellschaft. Dort handelte es sich aber nicht um Dinge der hohen Kunst, sondern um sehr nüchterne und zweckmäßige Angelegenheiten. Diese Zusammenkunft brachte die große Wendung in Mogens' Leben, auf die er seit Jahren hoffte. Von heute an war er nicht mehr der kleine, schlecht bezahlte Kaufmann. Endlich wurden seine Fähigkeiten und sein Fleiß anerkannt. Das Unternehmen, dem er in Treue diente, setzte ihn in eine der ersten Stellungen ein. Es wartete nun neue und große Arbeit auf den Beglückten. Aber das focht Mogens nicht an. Er war ein nüchterner Mensch, dem Tätigkeit Freude bereitete. Eine längere Reise ins Ausland wurde zunächst vorbereitet. Wie sehr sagte das Mogens zu! Vor allem: sein Einkommen war fortan völlig anders. Jetzt konnte er endlich „in Größe leben".

Wie oft hatte ihm seine Frau vorgeworfen daß sie beide nicht „in Größe leben" konnten. Vielleicht hätte sie sich nicht von ihm getrennt, wenn sie diese Wendung der Dinge geahnt hätte. Mogens war genau so frisch geschieden wie Rosalind.

Vom Wein beschwingt und erhitzt, aber mehr noch durch die guten Aussichten gehoben, schritt der Mann unbekümmert, ohne Anzug und Schuhe zu schonen, durch alle Straßenpfützen hindurch.

Mogens in seiner durchnäßten Kleidung sah nicht sehr elegant aus, als er jetzt an die kleine zierliche seine Rosalind herantrat. Er konnte von ihrem Gesicht, zumal in der Dunkelheit, kaum etwas sehen, da sie eine der modischen Kappen trug, die alles verdecken. Aber jede ihrer Bewegungen verriet ihre Angst und ihre Not.

„Gnädige Frau wollen offenbar über den Fluß zum anderen Ufer? Es wird mir ein Vergnügen bereiten, Sie hinüber zu tragen." Ohne die Antwort abzuwarten, zog er die Schuhe und Strümpfe aus und krempte die Hosen in die Höhe. „So, wenn Sie dieses Gepäck in der Hand behalten möchten . . ."

Da hockte nun die kleine Rosalind auf dem Rücken des starken Mannes und hatte ihre feinen Arme um seinen Hals geschlungen. In den Händen hielt sie sein nasses Schuhzeug, in dem die Strümpfe steckten.

Mit starken Schritten trug der Mann seine Last durch die Flut. Wie sie sich mitten auf dem Straßendamm befanden, legte Rosalind ihre Wange zärtlich gegen den starken Hals des Mannes, der sie trug. Sie konnte nicht anders handeln. Ihr Gefühl übermannte sie.

Als Mogens auf der anderen Seite seine Last absetzte, erkannte er, wer sie war.

„Du bist es, Rosalind", sagte er bewegt.

„Ich bin es."

Drüben war der Bürgersteig leidlich trocken geworden. Das Wasser glitt ab auf den Damm. Die beiden gingen noch eine Weile zusammen. Mogens war es ein angenehmes Gefühl, nach den Erregungen des Abends in der warmen Luft barfuß zu bleiben. Rosalind sah auf seine nackten Füße. Es waren die eines richtigen Mannes.

Sie gingen nebeneinander, ohne ein Wort zu sprechen. Als sie am Hause anlangten in dem Rosalind wohnte, sagte sie: „Hier muß ich hinauf. Hab' Dank!"

„Hier wohnst du? Es war mir eine Freude . . ." Mogens stockte. Er war sichtlich bewegt. Endlich sprach er: „Bist du glücklich geworden? Es ist alles so gekommen, wie du es haben wolltest. Du bist frei, kannst dich ausleben und deiner Kunst dienen, bist aus einem kleinen Leben in ein großes geschritten. Wenn du die große Künstlerin geworden bist, vergiß mich nicht, deinen früheren kleinen Mann."

Mogens sah, wie Rosalind zusammenzuckte und sich abwandte. Er hatte sie nicht verletzen wollen. Wie durfte er an diesem Abend und in dieser Nacht, die ihm die große Wendung seines Lebens brachten, jemandem weh tun! Nein, das war nicht seine Absicht. Es brach nur die Bitterkeit aus vergangenen Tagen bei ihm durch.

„Ich habe dich sehr lieb gehabt. Ich hätte mein Leben, ohne mich zu besinnen, für dich hergegeben", sagte Mogens nach einer Weile.

„Willst du nicht Strümpfe und Schuhe wieder anziehen?" mahnte Rosalind.

Mogens antwortete nicht. Er fühlte die Besorgnis um ihn heraus. Es tat ihm gut. Sollte er sich Rosalind anvertrauen? Sein Herz war übervoll. Er hätte die große Wendung seines Lebens am liebsten der ganzen Welt verkündet. Aber er bezwang sich.

Er sagte Rosalind nichts. Verabschiedete sich kurz und ging seines Weges.

---

10 Minuten in 132 Grad Hitze.

Was der menschliche Körper aushält, ohne Schaden zu nehmen. Gefährlicher Aufenthalt in feuchtwarmen Räumen.

Von Dr. Franz Wennerberg.

Jeder Mensch wird wohl gelegentlich in seinem Leben die Erfahrung gemacht haben, daß bei Anspannung zur Erzielung von Höchstleistungen der Körper Unglaubliches erträgt, ohne Schaden zu nehmen. So kann beispielsweise der menschliche Körper einer wesentlich höheren Hitzeeinwirkung trockener Luft eine Zeitlang ausgesetzt werden, als bisher allgemein angenommen wurde. Voraussetzung ist dabei allerdings, daß es sich um trockene Luft handelt, die bis zu 132 Grad Celsius von unserem Körper ohne nennenswerte

Schädigung ertragen wird, während beispielsweise eine mit Feuchtigkeit gesättigte Luftmenge von nur 32 Grad Celsius für manchen Menschen lebensgefährlich werden kann. Diese Tatsache ist darauf zurückzuführen, daß sich der menschliche Körper bei starker Wärmeeinwirkung durch entsprechende Schweißabsonderung abkühlt, ein solcher Prozeß aber durch großen Feuchtigkeitsgehalt der Luft behindert wird.

Welche Temperaturen kann überhaupt ein normaler Mensch aushalten, ohne unter ihrer Einwirkung einen Hitzschlag zu bekommen? Die jeweilige Widerstandskraft des menschlichen Körpers ist in erster Linie abhängig von dem vorhandenen Feuchtigkeitsgehalt der Luft. In den sogenannten Römischen Bädern werden Temperaturen, die zwischen 55 und 80 Grad Celsius liegen, bei einem durchschnittlichen Feuchtigkeitsgehalt von 10 v. H. in der Regel mühelos ertragen. Es liegen einwandfreie Ergebnisse neuerer Versuche vor, wonach Personen eine Hitze von 127 bis zu 132 Grad Celsius etwas länger als zehn Minuten ausgehalten haben, ohne sich dabei unwohl zu fühlen und ohne unangenehme Folgen dieser ungewöhnlichen Wärmeeinwirkung zu verspüren. Die Schweißabsonderung erwies sich in allen diesen Fällen als sehr bedeutend und erreichte bei einigen Personen eine Menge von mehreren Litern Wasser in der Stunde! Wobei zu berücksichtigten ist, daß die Verdunstung eines Liters Wasser einem Wärmeverlust von 600 Kalorien entspricht und somit eine ganz erhebliche Abkühlung des Körpers bedeutet.

Diese Verdunstung wird, wie gesagt, durch hohen Feuchtigkeitsgehalt der Luft behindert und vermindert. Die sogenannte Treibhauswärme vertragen manche Menschen teils überhaupt nicht, teils nur für kurze Zeit. Bereits ein gewöhnliches Dampfbad genügt unter Umständen, um die Körperwärme auf 40 Grad Celsius hochzutreiben. Man hat ferner festgestellt, daß ein anstrengender Tenniskampf die Körperwärme von Sportsleuten um zwei volle Celsiusgrade zu erhöhen vermag. Hinzu kommt, daß die Körperwärme selbst bei Bewußtlosen unter bestimmten Voraussetzungen ansteigt. Der innere Verbrennungsprozeß, der sich im Organismus abspielt, führt dem menschlichen Körper eine Wärmemenge von etwa einer Kalorie je Kilogramm seines Gewichts in der Stunde zu. Demzufolge wächst die Temperatur des Körpers ungefähr um ein Grad Celsius in der Stunde und würde, falls keine Abkühlung infolge natürlicher Verdunstung durch die Poren einträte, binnen weniger Stunden, zum Hitzschlagtode führen, der für gewöhnlich bei 43 bis 44 Grad Celsius eintritt.

Die Gefahr des Hitzschlages ist glücklicherweise in unseren Breiten im Freien nicht allzu groß, da der Feuchtigkeitsgehalt der Luft bei hoher Temperatur im allgemeinen verhältnismäßig gering, bei niedriger wesentlich größer ist. Es gibt aber Landstriche, die nicht selten das entgegengesetzte Verhältnis aufweisen. So ereignete sich im Staate Newyork 1896 eine förmliche Epidemie von Hitzschlägen. In der Zeit vom 18. bis zum 25. August jenes Jahres starben dort im ganzen 648 Personen an Hitzschlag, in der darauf folgenden Woche weitere 60. Es wurden damals im Schatten Höchsttemperaturen von nur 30,5 Grad Celsius gemessen, aber der Feuchtigkeitsgehalt der Luft stieg bei fast völliger Windstille auf 70 Prozent! Wenn wenigstens etwas Wind vorhanden gewesen wäre, würde die Zahl der vom Hitzschlag Getroffenen nach Ansicht amerikanischer Ärzte nicht im entferntesten so groß gewesen sein.

Der Genuß kühlender Getränke ist bei Personen, die vom Hitzschlag ereilt wurden, völlig zwecklos, denn die Flüssigkeit, die in diesem Fall dem Körper zugeführt wird, kann nicht mehr verdunsten und führt damit zu keiner Schweißabsonderung und Abkühlung. In der „Treibhausatmosphäre" brauchen manche Menschen sich nur zu bücken, um sofort heftig zu schwitzen. Die meisten Hitzschläge erfolgen nachweislich bei marschierenden Menschenkolonnen, bei Übungsmärschen von Truppen auf staubigen Straßen und ähnlichen Gelegenheiten.

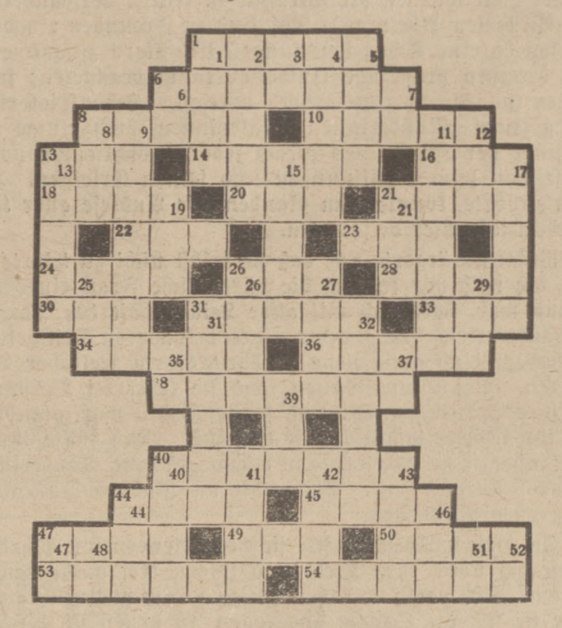
Bei Verstorbenen wurden kurz nach Eintritt des Todes Temperaturen bis zu 45 Grad Celsius festgestellt. Diese Tatsache findet ihre Erklärung darin, daß die Temperatur des nicht mehr lebenden menschlichen Körpers infolge katalytischer Prozesse noch eine kurze Weile zu steigen vermag.



Rätsel-Ecke



Kreuzwort-Rätsel.



Wagerecht: 1. Französischer Kriegshafen. — 6. Geistliche Anstalt. — 8. Wüstenwind. — 10. Großer Mensch. — 13. Nordische Göttin der Unterwelt. — 14. Schulgerät. — 16. Bindewort (zeitlich). — 18. Mohammedanischer Geistlicher. — 20. Ungebraucht. — 21. Lehrbehelf zum Schreiben. — 22. Bucht. — 23. Abkürzung für senior. — 24. Zweizahl (grammatisch). — 26. Fragewort. — 28. Begrenzung des Flusses. — 30. Württembergische Donaustadt. — 31. Gewicht für Gold. — 33. Erdart, Laut. — 34. Wüstentier. — 36. Unterwelt der Griechen. — 38. Wahl zwischen zwei unangenehmen Dingen. — 40. Militärischer Rang. — 44. Serbische Münze. — 45. Vorbedeutung, -zeichen. — 47. Fluß in Belgien und Holland. — 49. Farbe. — 50. Griechischer Buchstabe, „Kleinigkeit" — 53. Aufgewacht, lebhaft. — 54. Wohnraum.

Senkrecht: 1. Lebenssaft. — 2. Dichtungsgattung. — 3. Persönliches Fürwort. — 4. Belag im Viehstall. — 5. Stück des Ganzen. — 6. Wegmaß (abgekürzt). — 7. Italien. Tonbezeichnung. — 8. Sohn Noahs. — 9. Amerikanischer Bundesstaat. — 11. Traggestell für Vornehme. — 12. Zahlwort. — 13. Bewohner Indiens. — 15. Schreibgegenstand. — 17. Himmelskörper. — 19. Merk-, Kennzeichen. — 21. Getrocknetes Gras. — 25. Gleichwort für Scherz. — 26. Erdaufwurf, Befestigung. — 27. Gleichwort für Sahne. — 29. Griech. Göttin der Morgenröte. — 31. Wildeber. — 32. Chinesisches Tonwerkzeug, „Lärm". — 35. Abkürzung für mitteldeutsch. — 37. Umstandswort des Ortes. — 39. Lebensbund. — 40. Eingeladener. — 41. Dummer Mensch. — 42. Pferdekrankheit. — 43. Webstoff des Schreiners. — 44. Waldgott. — 46. Abkürz. für Nominativ. — 47. Längenmaß (abgekürzt). — 48. Wehlaut. — 51. Chem. Zeichen für Tellur. — 52. Flächenmaß.

Auflösung der Rätsel aus Nr. 198.

Scherz-Rätsel:

Auf St an d, der in der =
Aufstand der Inder.

*

Umstellungs-Rätsel:

Schienen — Chinesen.

*

Rätsel:

Die Zunge und die Zähne.

*

Reimergänzungs-Rätsel:

Die Reime lauten:
Dame, zackt, nahme, takt.

*

Spitzen-Rätsel:

S	O	M	M	E	R	F	R	I	S	C	H	E
a	t	u	a	i	e	i	o	d	c	h	a	t
a	t	n	r	s	c	s	b	a	h	o	v	b
l	e	d	d		h	c	b		e	r	e	e
	r		e		t	h	e		t		l	
			r			e			n			
						r						

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.